

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 186. Bromberg, den 18. August. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ferdinand wußte es zu verbergen, wie bescheiden seine Anteilnahme an diesem herrlichen Wagen war. Als er die Begegnung mit Paul suchte, war es seine Hoffnung, durch den Bruder etwas von der Schwester zu erfahren, von Lina . . .

Sie waren stehen geblieben im Schatten der Birken des Cordeshofes. Der Märzabend war warm, in der letzten Dämmerung sah man die fußhohen Grundmauern des Neubaues, der vor wenigen Tagen in Angriff genommen worden war. Ferdinand sagte freundlich:

„Das ist ja interessant, was du da erzählst, da möchte ich noch mehr von hören. Komm doch ein bißchen mit rein!"

„Sind deine Eltern da . . .?" fragte Paul zaudernd.

„Vater liegt im Bett und Mutter ist in der Schweineküche. Ein Fäßchen Schnaps habe ich auch noch gerettet beim Brande. Komm nur rein!"

Sie gingen in die niedere Stube der Häuslingshütte und Ferdinand verschwand gleich, im Keller eine große Kruke Schnaps abzuzapfen. Er füllte dann zwei Kelche, und sie tranken, nachdem sie zuvor gewissenhaft mit den Knöcheln die Tischkante geklopft hatten.

„Ja . . .", sagte Paul, „was das Biest war, das uns den Kutschwagen wegholte, das war ein gewisser Pjotr Borissowitsch Jelmerleif, das Aas das . . . Der hatte einen Gurkenladen in Perwomaisk und war hinter meiner Frau hergewesen, früher mal, natürlicherweise ohne Erfolg . . . Da hat er wenigstens den Kutschwagen geklaut . . . Dabei war das eine Kutsche, wie ihr sie hier überhaupt noch nicht gesehen habt."

„So so . . ., na ja, also Prost!"

Sie tranken, und Ferdinand füllte etwas ungeduldig die Kelche neu.

„Ja, also der Kutschwagen, das war noch eine Sache, Ferdinand!"

Es war ein Malheur, daß Paul mit seinen Gedanken von dem Kutschwagen nicht los kam . . . Seine ganze Besitzerherrlichkeit, der so bald die bolschewistische Enteignung gefolgt war, hatte sich wohl in seiner Erinnerung zu diesem einen leuchtenden und gepolsterten Sinnbild zusammengeschlossen.

„Mensch", sagte Ferdinand mit einem nun kaum noch verhohlenen Ärger, „sei gefälligst endlich von deiner Kutsche still! Sonst fange ich von meiner eigenen an, ich habe nämlich auch noch eine, die sich sehen lassen kann. Wenn ich da meine beiden Hannoveraner vorspanne und das gute Geschirr herkriege, dann kann ich einen Rittergutsbesitzer vorstellen."

Paul schrak sichtbar zusammen bei den letzten Worten, dann aber erleuchtete sich sein Gesicht jäh, hastig sagte er:

„Den kannst du mir nachher mal zeigen, den Wagen!"

„Den kannst du gleich sehen . . ."

Paul zeigte sich äußerst interessiert, sie gingen und besichtigten den Wagen im Schuppen. Es war eine etwas altertümliche, aber sehr wohlerhaltene und durchaus komfortable Halbchaise. Paul nickte erfreut vor sich hin, er war in das Stadium des ersten Rausches eingetreten, in dem Gedanken und Wünsche bei kleinem über die Schranken der Scham hinwegzutasten beginnen . . .

„Der Wagen wäre schon recht . . .", murmelte er, „und deine Pferde kenne ich ja auch . . ."

Ferdinand lachte:

„Willst du mein Gespann kaufen . . .?"

„Kaufen nicht . . . nein, kaufen nicht . . . Nun laß uns wieder reingehen . . .!"

Sie gingen wieder in die Hütte, und Ferdinand füllte die Kelche neu.

„Was willst du denn nun eigentlich, Mensch . . .?" fragte er Paul.

„Wie . . .? Was ich will . . .? Das . . . das will ich dir nachher vielleicht sagen . . . Prost!"

„Prost!"

Sie begannen Gefallen aneinander zu finden. Ferdinand spürte, daß Paul die leise Verachtung nicht teilte, die das hochmütige und selbstgerechte Dorf ihm entgegenbrachte. Paul — das war auch so ein Mensch, der sich im Gegensatze zum Dorfe befand, ein Mensch, der irgendeine Schwäche hatte, eine wunde Stelle, soviel konnte man merken . . . Die Scheu, die Ferdinand insbesondere dem Eisernen Möller gegenüber empfand, löste sich im Umgang mit dem Sohne zu einem wohligen Gefühl von Vertrautheit und blinzelndem Einverständnis. Und Paul ging es nicht anders — sie fühlten beide, wie dieses Beisammensein sie einem harten Zuchtmeister entwischen ließ, der beiden wohl vonnöten gewesen wäre. Sie saßen da, mit ihrer Schnapskruke und ihrer schnell geschlossenen Kameradschaft, wie zwei Schuljungen, die dem Lehrer entlaufen sind . . . .

„Paul . . .", sagte Ferdinand, als sie ihre Kelche wieder geleert hatten, „du bist eigentlich ein ganz patenter Kerl, ihr seid überhaupt alle gut bei euch zu Hause."

„Oh — unser Ältester ist hart, der kann keinen Spaß vertragen."

„Aber eure Mutter ist gut, die kann doch keiner Fliege ein Bein ausreißen."

„Unsere Mutter kann dir eine Kuh schlachten, wenns sein muß. Die hat mir schon mal solche Backpfeifen gegeben, daß das Trommelfell durch war . . ."

„So so . . . Na, aber was eure Mädchen sind, das sind doch alles Seelen von Menschen . . ."

„Die Mädchen . . .? Das ist gewiß, mit denen ist gut auskommen."

„Eure Frieda ist ja nun gut verheiratet."

„Ja ja . . . Und Bertha wird sich wohl auch bald verloben. Dann haben wir gar nichts mehr von unseren Mädchen."

„Ja ja . . . Hm . . . Also da müßte wohl am besten Lina wiederkommen . . .?“

Paul lacht:

„Lina . . .? Wo denkst du hin . . .! Lina wird uns was husten und hier wieder Mist karren! Lina hat ein feines Leben in Hamburg, die hat schon einen Haufen Geld verdient . . .“

„Dann kann sie ihren Haufen Geld ja mitbringen . . .“

„Die wird wohl was Besseres mit ihrem Gelde anfangen . . .“

„Was denn . . .?“ Ferdinands Herz schlug laut, er hatte Mühe, die zwei Worte unbefangen herauszubringen.

„Ach, ich glaube, die hat einen in Aussicht, der ein Geschäft hat, die wird wohl in diesem Jahre noch heiraten.“

„So . . .?“

„Ja, unsere Mutter hat neulich einen Brief gekriegt von der Frau, wo Lina dient . . . Er ist schon ein bißchen älter und hat eine Glatze . . . Aber ein Auto hat er auch . . .“

Ferdinand stand auf, er ging an das Fenster, riß es auf und hielt den Kopf in den kühlen Märzabend. Er starrte auf die kümmerlichen Mauern des Neubaus — er haßte plötzlich diesen Bau, er hätte hinlaufen mögen, ihn mit beiden Händen niederzureißen, Stein um Stein, er hätte niedersinken mögen, beten um ein Wunder: daß das alte Haus wieder erstände aus der Tiefe der Erde, das alte geliebte Haus, unter dessen Dach Lina zwei Jahre gewohnt, dessen Räume sie mit ihrem Schaffen, mit ihrer erwachenden Liebe erfüllt hatte . . . Eine auflösende Sehnsucht nach dem Vergangenen kam über ihn, sein Denken verging, ward ganz zerschmolzen von Schmerz und Erinnerung, er stöhnte aus dem Innern heraus . . . Aber dann knallte er hart das Fenster zu — das war ja alles, alles dahin, das alles kam nicht wieder, Lina würde einen Städter heiraten mit Geschäft und Glatze und Auto, und er — er würde ein neues, prächtiges Haus bauen, zum Teufel, er würde es auch zu einem Auto bringen, noch ehe er eine Glatze hatte! Und wenn es dann sein mußte, würde er auch die scheeläugige Wolpers Marie freien . . . Der Bauer und Hoferbe erwachte in ihm und schob den von Jammer verzehrten liebenden Menschen unsanft beiseite. Er ging zum Tisch, lachte, schenkte die Gläser voll. Halb mechanisch lallte er:

„Also ein Auto . . . Prost! Möchtest auch ein Auto haben, Paul?“

„Ich ein Auto . . .? Mir wäre ein Kutschwagen erst mal viel lieber!“

„Fängst schon wieder von deinem dämlichen Kutschwagen an . . .? Sei ruhig davon!“

„Nee, nee . . . Also das hängt so zusammen . . . nämlich . . .“ Er stockte und nahm einen neuen Anlauf: „Also . . ich war . . . na ja, wir sind doch nun Freunde, Ferdinand, bist ja auch der patenteste Kerl im Dorfe, also Mensch, paß mal auf . . . gib mir erst noch mal . . . Also mach noch mal die Luft aus dem Glase . . .“

Ferdinand verdrängte die durchaus überflüssige Luft in den Kelchen mit einem hinreichenden Quantum Schnaps. Leider sorgte Paul sogleich für eine Rückkehr der Luft, was Ferdinand wiederum zum Einschreiten gegen das zudringliche Element veranlaßte.

„Was hast du denn nun eigentlich, Mensch . . .?“ fragte er Paul nunmehr recht bestimmt.

Paul stürzte sein Glas hinunter.

„Was ich habe . . .? Gelogen habe ich, ich will es dir man sagen . . . Als ich den Russen was vorlog, waren sie ja schließlicherweise noch meine Feinde, nicht wahr . . .? Da habe ich mir eine bessere Nummer verschafft bei denen — nicht wahr . . .? Die Feinde, die hat man doch müssen oftmals täuschen und überlisten im Kriege — nicht wahr . . .? Mach mal die Luft aus dem Glase . . . So . . . schööön, prost, ach — der zieht hin, der Schnaps . . .“

„Was hast du ihnen denn vorgelogen?“

„Mensch, was habe ich ihnen vorgelogen . . .? Ein bißchen übertrieben habe ich nur, von wegen meinem Anwesen zu Hause . . . Ich sollte das Gut da drüben selbständig bewirtschaften, als der Alte gestorben war, und da fragten sie mich, ob ich mir das wohl zutraute, und da habe ich gesagt, klar, traute ich mir das zu, Vater hätte ja in Deutschland noch ein viel größeres Gut, ein Rittergut wäre das, habe ich gesagt. Daß die Marfa schon ein Auge auf mich geworfen hatte, das hatte ich ja längst gemerkt, und da machte sich das doch besser, wenn ich ein Rittergut hatte . . . Und dann habe ich auch gleich gesagt, ich hätte noch eine gute Nebenbeschäftigung, eine Rechtsanwaltpraxis in der Kreisstadt — das mag der Teufel wissen, warum ich das nun auch noch gesagt habe . . .“

„Na ja, hast eben gedacht doppelt genäht hält besser . . .“

„Ungefähr wird das wohl so gewesen sein . . . Da haben wir denn auch glücklich geheiratet, und wenn die Bolschewisten später nicht auch in die Ukraine gekommen wären, dann führen wir heute noch ganz fidel im Kutschwagen spazieren. Aber so haben wir drüben nun glücklich noch ganze dreißig Morgen und da müssen wir nun zu fünft von leben. Und wo das dritte Kind nun da ist und die Kommissionen aus der Stadt immer öfter kommen, fängt meine Frau an zu quälen, wir möchten doch nach Deutschland auswandern, wo wir doch das schöne große Rittergut hätten, was uns keine Regierung nehmen könnte, und die Rechtsanwaltspraxis könnte ich doch auch wieder aufmachen . . . Tag und Nacht redet die von dem großen Rittergut und von der Anwaltspraxis, Mensch, und ich kann es gar nicht mehr anhören . . . Die Wahrheit konnte ich ihr auch nicht sagen, die ist nicht fürs Lügen, die hat so scharfe Augen . . .

Nun bin ich erst einmal allein herübergekommen, ich wollte ja auch ganz gern mal wieder nach Hause und Vater und Mutter besuchen . . . ja, und nun bin ich hier . . .“ Er stöhnte kurz auf.

„Wie gefällt es dir denn hier jetzt . . .?“

„Mensch, ich sage dir, ich halte es bald nicht mehr aus unter dem Eisernen Möller . . . Ich weiß nicht, was ich machen soll: manchmal habe ich schon gedacht, es wäre besser, in Rußland zu bleiben, den eigenen Kram aufzugeben und in einen landwirtschaftlichen Gemeinschaftsbetrieb einzutreten, wo man keine Sorgen hat und keine eigene Verantwortung und seinen Lebensunterhalt garantiert kriegt . . .

Aber nun bin ich mal hier, und das Schlimme ist, daß meine Frau auch noch kommt! Meiner Frau, der hatte ich gleich nach meiner Ankunft schon geschrieben, Vater hätte seine Wirtschaft sehr verkleinert und Land verpachten müssen, weil nämlich kurz vor meiner Ankunft das ganze Rittergut mit allen Gebäuden abgebrannt wäre und nun wohnten wir hier vorläufig in einem von unseren Häuslingsanwesen . . . Auf den Gedanken war ich durch euren Brand gekommen, Mensch . . . Und meine Anwaltspraxis, die wäre auch beinahe ganz flöten gegangen, da hätte sich wer anders hingesetzt . . . Ich wollte sie gleich ein bißchen gewöhnen an das, was Sache ist . . . Hinschreiben: sie soll nicht kommen, das geht nicht, was die sich in den Kopf gesetzt hat, das kann man ihr nicht ausreden . . . Sie hätte mir sonst ewig in den Ohren gelegen, und ich hätte mein Lebtag keine Ruhe wieder gehabt . . . Ich konnte nichts gegen ihre Reise machen, und nun fängt die Sache an, fatal zu werden . . .“

Paul Möller war aufgestanden und reckte sich in einem unbestimmten Drang nach Hilfe, nach einem rettenden Ausweg aus seinen drückenden Nöten. Ferdinand betrachtete ihn nachdenklich: das war also der Erbe des Eisernen Möllers, der Erbe seines Hauses, seines Viehs, seiner selber urbar gemachten vierzig Morgen Landes — aber das war nicht der Erbe von seines Vaters unbeugsamem Stolz, der alle Güter der Erde und alles Heil der Seele nur der eigenen Kraft verdanken wollte. Ihm war von des Vaters Worten und Wesen nur jenes harte „Vorwärts“ ins Blut gebrannt: er war von Jugend auf beherrscht von einem fremden Willen, nicht getrieben von den Geboten eines eigen erworbenen Stolzes — so war er beflissen, jenem anderen, herrischen Willen Genüge zu leisten, mit den Mitteln des Sklaven und auf erschlichenen Wegen, sofern sie nur schneller vorwärts führten . . .

Ferdinand sah und ahnte dies alles mit der blitzhaft aufgehenden Klarheit des beginnenden Rausches, aber er begegnete dieser Erkenntnis vorerst mit der verräterisch ausweichenden Geschmeidigkeit, mit dem gleichsam genießerischen Belächeln alles Schwachen, die eben dieser Rausch oft erzeugt.

„Fatal, daß sie euer Rittergut nun ansehen will — wie? Also was machen wir denn da nun . . .?“ fragte er lachend, indem er die Luft aus den Gläsern vertrieb.

„Was wir machen . . .? Weitermachen! Was anderes gibt es jetzt nicht! Kommen lassen, mit der Kutsche und zwei fein angeschirrten Pferden abholen — sonst guckt sie mich schon auf dem Bahnhof so an, daß mir die Luft ausgeht . . .“

„Und hernach . . .? Sie wird ja nicht bloß vom Bahnhof abgeholt, sie bleibt ja dann auch auf eurem Rittergut . . .“

„Das ist doch Gottlob erst mal abgebrannt! Und dann ist das Gute, daß sie kein Wort Deutsch spricht und versteht! Ich sage ihr nicht, was Sache ist — das muß ihr so allmählich beigebracht werden wie sie Deutsch lernt, und bei kleinem verträgt sie es dann wohl besser und findet sich damit ab — oder auch nicht . . . Dann müssen wir eben zurück, soll mir auch recht sein . . . O weh . . . Nun mach noch mal die Luft aus dem Glase . . .!“

Ferdinand entfernte ein letztes Mal die Luft aus dem Glase, und dann wurde abgemacht, was dem armen Paul als unrühmliche Rettung aus der ersten Bedrängnis erschien: daß Ferdinand seine Pferde mit dem besten Geschirr vor die gewichste Chaise spannen, sich selber als Kutscher mit steifem Hut auf den Bock setzen und also die Gattin des Rittergutsbesitzers und Rechtsanwalts Paul Möller vom Bahnhof abholen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Der „Große Bär“.

Eine Hindenburg-Erinnerung von F. Guthke.

Im Jahre 1908, als Hindenburg Korpskommandant in Magdeburg war, stand unser Bataillon innerhalb seines Befehlsbereichs in Merseburg, einem damals noch friedlichen, kleinen Provinzstädtchen ohne Industrie.

Einmal im Jahr, etwa Anfang März, pflegte Hindenburg für einige Tage zu uns zu kommen. Die Besichtigung seines Merseburger Bataillons verursachte natürlich bei unserem Kommandeur und seinen vier Häuptlingen jedesmal große Aufregung. Es wimmelte in diesen Tagen in Merseburg von roten und himbeerfarbenen „Hosen“, da bis hinauf zum Divisionskommandeur aus Halle „Alles“ zu erscheinen pflegte.

Wir jungen Leutnants sahen dem Besuch Exzellenz v. Hindenburgs, der nach dem endlosen Trubel der Besichtigungsvorbereitungen gleich bei seiner Ankunft durch seine überragende Riesengestalt mit ihren ruhigen Bewegungen, durch seine maßvollen Kritiken und seinen wohlwollenden Humor Ruhe unter der Menschheit verbreitete, stets mit wirklicher Freude entgegen.

Das Kompanie-Exerzieren hatte gerade erst angefangen, und besichtigungsfertig geschlossene Verbände für Geländeübungen gab es in dieser Jahreszeit noch nicht. So blieb es beim kleinen Exerzierdienst, Dienstunterricht, Turnen und Fechten. Und dabei konnte schließlich nicht viel „passieren“. Es gab für uns aber jedesmal ein oder zwei betriebsame, fröhliche Abende in unserer sonst so stillen, kleinen Tafelrunde im Kasino, da der Kommandierende stets ein Freund von Geselligkeit im Kameradenkreise war. — —

Am zweiten Tage der Besichtigung hatte ich in jenem Jahre als älterer Leutnant der Kompanie nachmittags die „Patrouillenführer“ im theoretischen Unterricht vorzuführen. Im Exerzierhaus entwickelte sich dabei das jedem alten Soldaten bei solchen Gelegenheiten übliche wohlbekannte Bild.

Vor mir stand, in zwei Gliedern angetreten, die Mannschaft, die „Intelligenz“ der Kompanie. Hinter mir, mit der Front zur Abteilung, befand sich eine schwarze Schultafel mit Schwamm und Kreide. Hinter mir stand aber auch von Hindenburg, dazu eine Anzahl von Vorgesetzten. Nach Bekanntgabe des Themas durch Seine Exzellenz hatte ich schulmäßig abzufragen, meine Leute hatten zu antworten.

Alles klappte vorzüglich. Schlag auf Schlag ging es, vom rechten Flügel nach links, kurz, knapp, militärisch: Frage — Antwort, Frage — Antwort. Mir schien, man war befriedigt.

Gegen Schluß kam die Orientierung zur Nachtzeit im Gelände daran. Dazu meine Frage: „Wie findet der Patrouillenführer die Nordrichtung in der Nacht?“

Antwort: „Mit Hilfe des Polarsterns.“

Frage: „Wie findet man den Stand des Polarsterns?“

Antwort: „Mit Hilfe des Großen Bären.“

Ich: „Füselier X, zeichnen Sie mal den Großen Bären an die Wandtafel!“

Er tritt hinter mir an die Tafel. Ich frage inzwischen weiter. Eine Pause darf nicht eintreten. Daher noch ein paar Mal: Frage — Antwort, Frage — Antwort. Denn die Füsiliere zeichnen langsam — und schön müssen doch auch bei der Besichtigung die Sternchen ausfallen!

Mit einem Ohr horche ich dabei immer nach hinten, damit ich merke, wenn der Füsilier mit seinem Sternbild fertig ist. Und ich höre, wie er malt: eins, zwei, drei Kreuzchen, noch mehr Kreuzchen, immer wieder Kreuzchen!

Was ist denn das nur? Der Große Bär darf doch nur sieben Kreuzchen haben? Vielleicht hat sich der Mann in der Aufregung verzeichnet und den ganzen Kram erst noch ein paarmal wieder ausgewischt? — Also weiter: Frage — Antwort, Frage — Antwort. Und hinter mir höre ich an der Wandtafel: Kreuzchen, Kreuzchen, nichts als Kreuzchen!

Einige Füsiliere meiner Abteilung unterdrücken bereits mühsam ein Feixen. Ich merke, wie die Vorgesetzten hinter mir unruhig werden. Tuscheln, Füßescharren, Säbelklappern. Mein Brigadekommandeur räuspert sich vernehmlich. Das tut er immer, wenn er böse wird! Und der Füsilier malt weiter Kreuzchen! Kreuzchen, lauter Kreuzchen!

Da muß was passiert sein! Und dabei bin ich der einzige, der noch nicht weiß, was los ist! geht es mir durch den Kopf, der plötzlich nicht mehr so recht mit will. Denn die „Jugend“ hatte bereits gestern abend im Kasino so eine Art Vorschußfeier auf die gelungene Besichtigung veranstaltet. Aber das hilft nichts. Weiter geht es: Frage — Antwort, Frage — Antwort, um die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten von der infamen Wandtafel abzulenken! Nur keine Verlegenheitspause! Denn in ihr versinkt alles in Nichts, was an Gesamteindruck bisher gut war!

Allmählich fühle ich, wie mich meine Sicherheit verläßt. Mein Frage- und Antwortspiel wird gleich erschöpft sein. Was dann? Ich fühle es, wie die allgemeine Unruhe hinter mir steigt. Die peinliche Kunstpause muß nun gleich kommen und damit eine Katastrophe für mich.

Plötzlich erklingt die sonore Stimme unseres Kommandierenden: „Wenn das so weiter geht, malt der uns noch den ganzen zoologischen Garten an die Wandtafel.“

Dem Himmel sei Dank, Exzellenz hat mich unterbrochen. Ich kann Schluß machen mit der Fragerei! Ich drehe mich um, sehe Hindenburg an — er schmunzelt. Die Vorgesetzten — sie schmunzeln, ein frecher Adjutant hat sogar laut losgelacht. Ich weiß jetzt, ich bin gerettet.

Mein Blick fällt nun auch auf die Wandtafel. Was sehe ich? — Hat der Füsilier mit einer Anzahl von Kreuzchen eine Art jungen Teddy in Lebensgröße an die Tafel gemalt. Sehr schön. Mit Ohren und Schnauze und Pfötchen. Und Männchen macht er auch! Nur schade, daß dieses Monstrum einer Katze ähnlicher sah als einem Bären!

Ich hatte in diesem Augenblick keine Zeit, darüber nachzudenken, wie es mir ergangen wäre, wenn jetzt an Stelle dieses Mannes ein anderer gestanden hätte, ohne Humor und von geringerem Verstehen für alle menschlichen Dinge. Denn Hindenburg befahl die Beendigung des Unterrichts, und es folgte eine von der freundlichen Stimmung des Augenblicks getragene Kritik. — —

Am Abend saß Exzellenz v. Hindenburg in unserem kleinen Kreise im Kasino. Es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, daß ich dabei mancherlei Scherze meiner Altersgenossen über mich ergehen lassen mußte. Über eins waren wir uns aber alle einig. Daß unser verehrte Kommandierende heute nachmittag sein Bonmot wohl hauptsächlich deswegen gesprochen hatte, um den kleinen Leutnant aus seiner peinlichen, noch dazu unverschuldeten Verlegenheit zu retten. Denn es war inzwischen längst festgestellt worden, daß der Füsilier ausgerechnet an jenem Tage, als die Orientierung nach dem Großen Bären und Polarstern im Unterricht besprochen wurde, auf der Bataillonskammer Röcke hatte ausklopfen müssen! Wir beschlossen also, Seiner Exzellenz in entsprechender Weise unseren Dank abzustatten. Kannten wir doch sein Verständnis für Witz und Humor!

Ein Dichter hatte sich bald gefunden und ein Zeichner dazu. Binnen Kürze wurde ein Gedicht fabriziert, von dem mir heute nach über 25 Jahren leider nur noch der Anfang und das Ende erinnerlich sind.

Es begann etwa:

„Der Leutnant G., der instruiert mit großer Vehemenz

Vor unſ'rem Kommandierenden, vor Seiner Exzellenz . . ." *dann folgte in ziemlich „dramatiſcher" Form die Schilderung der Hergänge, und das Kunſtwerk endete mit den Worten:*

„. . . und allen ward es ſchrecklich klar,
Daß dieſes nicht der Große Bär,
Jedoch des Leutnant Kater war."

Auf der Rückſeite einer Speiſekarte mit Hilfe eines bunten Bändchens, etwas Siegellacks und der Adlerſeite eines Zweimarkſtücks entſtand von zeichneriſcher Hand aus dem Gedicht im Nu eine Art altertümliche Urkunde, die Exzellenz v. Hindenburg vom älteſten Leutnant des Bataillons in feierlicher Form mit einer kleinen ſcherzhaften Anſprache überreicht wurde. Und wir konnten zu unſerer Genugtuung feſtſtellen, daß wir mit dieſer Art des Dankes bei ihm das Richtige getroffen hatten. Denn er ließ die Urkunde ſofort an der ganzen Tafelrunde zur Unterſchrift herumgehen, verlangte einen Umſchlag von genügender Größe und ſandte ſie am gleichen Abend an ſeine Gattin nach Magdeburg.

Erntebitte.

Sind vom Feld die letzten Garben
heimgeborgen, Korn und Stroh,
mal uns dann mit deinen Farben,
eh die letzten Blüten ſtarben,
Herbſt, die Welt noch einmal froh.

Braun die Birne, gelb die Quitte,
und den Apfel mal uns rot.
Und in all der Farben Mitte
mal als goldnen Spruch die Bitte:
Gib uns unſer täglich Brot.

H. von Hoerner.



Bunte Chronik



Gebirgsabſtieg mit Fallſchirm.

Eine eigenartige Erfindung machte der Franzoſe Hubert Garrigue, der auf dem Obſervatorium des Pic du Midi in den Pyräneen tätig iſt. Er kam nämlich auf die Idee, daß man ſteile Gebirgsabhänge mit einem Fallſchirm ſehr bequem „nehmen" kann. Zu dieſem Zweck konſtruierte der junge Erfinder einen Fallſchirm, den man zwangsweiſe öffnen kann, während bei den gewöhnlichen Fallſchirmen die Öffnug automaſich erſt nach einem größeren Sturz einſetzt. Der Fallſchirm-Fahrer (in dieſem Falle) benutzt Skier oder einen ganz leichten Schlitten zur Abfahrt. Hinter ſich her zieht der Fallſchirm, der ſich wie geſagt, leicht öffnen läßt und bei der ſauſenden Talfahrt die natürliche Bremſe darſtellt. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß dieſe Methode der Talfahrt nur in ſehr hohen Gebirgslagen und bei ſtark verſchneiten ſteilen Gebirgshängen Anwendung finden kann. Sobald das Gelände von Felſen unterbrochen iſt, dürfte die Fahrt doch etwas lebensgefährlich werden. Hubert Garrigue hat ſeine neue Erfindung ſelbſt ausprobiert und für ſehr zuverläſſig erklärt. Man ſoll auf dieſe Weiſe bei der Talfahrt eine Stundengeſchwindigkeit von 50 Kilometer erreichen können.



Luſtige Ecke



Der gute Poſten. „Da haben Sie einen Univerſalſchlüſſel", ſagte der Geſchäftsführer zu dem neuen Inkaſſenten, „mit dem gehen Sie von Haus zu Haus und leeren die Gasautomaten."

Nach drei Wochen erſcheint der Mann wieder und bittet, ob er einen neuen Schlüſſel bekommen könne, er habe den ihm übergebenen verloren.

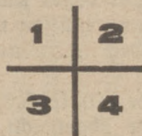
„Gewiß", ſagt der Geſchäftsführer, „aber warum haben Sie denn nicht Ihren Wochenlohn abgeholt? Unſer Kaſſierer hat ſchon zweimal vergebens auf Sie gewartet."

„Was", ſtaunt der Inkaſſent, „Lohn bekomme ich auch noch?"

Rätſel-Ecke



Kreuz-Rätſel.



1, 2, 3, 4 = Stadt in der Schweiz,
1, 3, 2, 4 = Werkzeug,
1, 4, 3, 2 = Metall,
4, 3, 2, 1 = unſer Beſitz.

*

Silben-Rätſel.

Aus den Silben:
a, a, a, bahn, be, ber, ber, ber, berg, bö, das, de, de, dem, di, eu, gang, glau, gu, gu, in, ka, la, mit, mon, mu, nach, o, paſ, ra, re, ret, ſat, ſe, ſeln, tag, te, ten, tor, ü, vi, wan, win

ſind elf Wörter mit unten ſtehender Bedeutung zu bilden. Je eine Silbe iſt dann den gefundenen Wörtern zu entnehmen. Zuſammengeſetzt — der Reihe nach — nennen dieſe Silben ein Sprichwort.

Bedeutung der Wörter:

1. Synonym für Ueberführung, 2. Ueberbleibſel früheren Volksglaubens, 3. Luftſtrömungen auf den Meeren der heißen Zone, 4. Hafenſtadt in Uruguay, 5. Inſelgruppe im Atlantik. 6. Griechiſche Inſel im Aegäiſchen Meer, 7. Herberge in Nordafrika, 8. Tageszeit, 9. Stirnband, 10. Pendeluhr, 11. Erfinder der Buchdruckerkunſt.

*

Reimergänzungs-Rätſel.

Zu den folgenden Verszeilen Felix Dahns müſſen die Reime geſucht werden:

Deutſch ſei dein Geiſt, dein Lied, dein —,
Dein Volk, dein Stolz und höchſter —,
Und deutſch, was droh'n u. kommen —,
Dein Herz bis zu dem letzten —.

Auflöſung der Rätſel aus Nr. 181.

Rößelſprung:

Die liebe Jagd nach dem Glücke!
Wir alle bleiben zurücke.
Sobald wir's am Zipfel erhaſchen,
Fängt's an zu fliegen —
Wir aber bleiben liegen
Mit leeren Taſchen . . .

Otto Promber.

*

Scherz-Aufgabe:

Ein e über raſchung, im Kreiſe, drei er, K in der =
Eine Ueberraſchung, im Kreiſe dreier Kinder.

*

„Ein pfiffiges Mädchen":
Amſel — Selma.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.